

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 20 (1916)

Artikel: Das neue Land

Autor: Bein, M.C.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mer hinauf. Dort legte sie Brief und Geständnis des Wanderers David Künzlin in ein schwarzes, reichverziertes Kästlein, wobei ihr ein kleiner Brief zu Boden fiel. Sie faltete ihn auseinander und las:

„Liebes Sabinchen! Diese Zeilen werden die letzten sein, die ich Dir, meine Gute, schreiben kann. Der Herr Doktor hat mich darauf vorbereitet, daß ich nur noch wenige Tage zu leben habe. Ich bin sehr schwach. Ich danke Dir für alles Gute, das Du mir getan hast. Wir haben schöne Zeiten miteinander verlebt. Deine Geheimnisse sind auch meine Geheimnisse; alles, was mich bewegt hat, habe ich Dir anvertrauen dürfen. Unsere Freundschaft wird bis zuletzt ohne Falsch sein. Wie Schwestern sind wir Hand in Hand unsern gemeinsamen Weg gegangen. Jetzt muß ich Dich allein ziehen lassen. Vergiß mich nie; dann wird meine Seele jeden Tag bei Dir verweilen. Ich habe Dich ja so unsäglich lieb. Läßt mich Deine Hände halten, wenn ich sterben muß. Hernach tröste meine lieben Eltern und sei gut zu ihnen. Komm heute zu mir; morgen könnte es schon zu spät sein. Bis zuletzt bin ich Deine Monica.“

Sabina hielt den Brief lange in der

Hand; er war schon zwei Jahre alt, und doch war es ihr, als verstünde sie heute erst, was er sagen wollte. Sie legte ihn zusammen und dachte an die Tote: „Du hast recht, Monica, zwischen dir und mir gab es kein Geheimnis.“ Und das Mädchen steckte den Brief der Freundin in den Umschlag, der des Wanderers Geständnis und Lied barg.

Herr Jeremias saß unten in der Stube. Er dachte an David, dem er für eine neue Erfahrung zu danken hatte. Aus dieser Erkenntnis heraus sprach er zu sich: „Gottlob, der Trümpy ist eben noch zur rechten Zeit gekommen, sonst wäre ihm Sabina verloren gegangen! Ein schönes Lied und eine stille Nacht vermögen oft mehr als die geläufigste Charakterschrift. Daß so ein Troubadour und Sternengucker einem tüchtigen und klugen Kaufmann gleichgestellt würde, fehlte just noch!“

Ob diesen Gedanken vergaß der alte Herr doch nicht den gewohnten Abendgang. Er rüstete sich und rief Sabinchen herunter. Bald darauf spazierten Oheim und Nichte zum Städtchen hinaus. Ihr Gespräch erging sich in Betrachtungen über die Launen und Fügungen des Schicksals.

Das neue Land.

Novelle von M. C. Bein, Bern.

Nachdruck verboten.

Damals war ich einundzwanzig Jahre alt und erfüllt von jenen sozialen und gesellschaftlichen Problemen, die geradezu in der Luft lagen. Ich träumte von einer großen Umwälzung aller morschen, faulen Sitten, denn die Welt erschien mir voll Feigheit und Heuchelei. In dieser Zeit jedoch fühlte ich mich glücklich, voll Jugend, Zukunft und ungebrochener Kraft. In allem aber ersah ich eine Aufgabe, die der Lösung bedurfte; besonders hatte es mir das Problem der Freiheit und dasjenige der Wahrheit angetan. Ja, ich ging so weit, daß ich die Wahrheit über alles stellte und selbst über verschwiegene Gefühle meiner Mitmenschen rücksichtslos und ohne Scheu hinwegschritt. Man kann sich denken, daß ich mir deswegen viele Feinde geschaffen hatte; immerhin gab es auch solche, die mir gerade wegen meines Freimutes gewogen waren. Ich war mit mir

selbst unzufrieden, wenn ich nicht täglich wenigstens eine Rede für meine Ideen gehalten oder eine Unwahrheit an den Tag gebracht hatte. Heute, da ich das alles ruhiger betrachte, ist mir, als ob ich damals in einer Art Weinrausch, ja fast Verücktheit umhergeirrt sei. Ich schließe fast nicht während jener Zeit. Ich las bis in alle Nacht hinein, diskutierte und hatte somit auch keinen Grund, über Schlaflosigkeit zu klagen. In meinem unstillbaren Feuer bemerkte ich nicht, wie meine Wangen schon längst das gesunde Rot verloren hatten. Eines Tages jedoch erklärte mir meine Mutter, daß ich, meinem Aussehen nach, krank sein müsse und sie deshalb nach einem Arzt geschickt habe. Meine Mutter war eine Frau, die nicht schnell zu einem Entschluß kam; aber wenn sie diesen einmal gefaßt hatte, hielt sie keine Macht der Welt mehr ab, ihn aus-

zuführen. Sie machte dann eine große Szene, überrumpelte einen förmlich mit ihrem Redestrom, und so war man eigentlich schon gefangen, noch ehe man recht zu Atem gekommen war. Der Arzt erschien auch wirklich, fand aber nichts als eine von großer Ueberarbeitung (wie er sich ausdrückte) herrührende nervöse Schwäche. Er riet mir, für einige Zeit die Arbeit gänzlich ruhen zu lassen, aufs Land zu gehen und nichts anderm als meiner Gesundheit zu leben. Ich wollte von diesem Vorschlage nichts wissen; denn die Stadt schien mir der Inbegriff alles dessen, von wo aus die großen Gedanken in die Welt geschleudert wurden. Gab es vielleicht auf dem Lande Premierenabende, Vorträge, Konzerte? Gab es dort Cafés, in denen lebensdurstige, tatenfrohe Jungen bis in den Morgen hinein diskutierten, in deren Mitte das Reich einer neuen Zukunft vorbereitet wurde? Ach, nichts schien mir dort zu wohnen als eine träumerische, langweilige Ruhe. Mir aber war, daß ich in dieser ländlichen Ruhe nicht gesunden würde, sondern glaubte vielmehr mitten im Sturme zur Stille zu gelangen. Ich wollte das Bewußtsein in mir tragen, daß das kraftvolle Dasein in seiner ganzen Mannigfaltigkeit um mich braust, sodaß ich nur einen einzigen Schritt zu tun brauchte, um aus meiner Stille in den Wogen des Lebens zu stehen.

Dessenungeachtet und allen meinen Einwendungen zum Trotz hatte sich meine Mutter von Bekannten eine Adresse zu verschaffen gewußt und schrieb aufs Land. Eines Tages waren wirklich meine Koffern gepackt, und vielleicht war es auch der Reiz des Neuen, der mich nun lockte, ich ging wenigstens ohne Murren fort. Insgeheim hatte ich jedoch eine ziemlich umfangreiche Liste zur Bahn bringen lassen, die nichts enthielt als noch nicht gelesene Bücher. Ich will nun aber erzählen, aus welchem Grunde ich nicht zum Lesen dieser Bücher kam.

Als ich in dem Orte, wo ich zwei bis drei Monate verbringen sollte, ankam, erwartete mich an der kleinen Station der Wirt selbst. Ich muß gestehen, daß mir dieser auf den ersten Blick einen sonderbaren Eindruck machte. Seine Haltung hatte geradezu etwas von einer nobeln

Gelassenheit, was aber schlecht zu seinem übrigen Wesen und besonders zu seiner Stimme paßte. Diese klang unterwürfig und war zuweilen mit einem weinerlichen Tone gemischt. Seine kleinen Auglein zwinkerten beständig und wußten einen manchmal mit aufdringlicher Vertrauensseligkeit anzusehen. Er mißfiel mir. Umso mehr war ich überrascht, als er mich in mein Zimmer führte, das nun gar nicht den gewohnten gasthausbähigen Anblick bot. Es war hier alles von einer solch wohnlichen Schönheit, daß ich sogar meinen vorigen übeln Eindruck vergaß. Ich sah mich schon beim Lesen meiner Bücher, und bei diesem Gedanken wurde mir ganz vergnügt und fröhlich zumute.

Der Wirt war gegangen, und ich trat nun ohne Zwang an die Gegenstände heran, um sie ziemlich genau zu mustern; denn sie sollten doch für kurze Zeit meine stummen Freunde werden. Da war besonders eine geschnitzte Kommode von feiner Form, ein dazu passender Tisch, auf dem eine schöne, hohe Lampe mit einem matt-gelben Schirme stand. Was mich aber besonders verwunderte, war, daß an der Wand wirkliche Bilder hingen, nicht etwa nur gemeine Oeldrucke irgendeines Alpensees oder eines Bergdorfes. Selbst eine gute Heliogravüre, Hodlers „Lied aus der Ferne“, war da. Ich stand noch vor diesem Bilde, als es leise an meine Türe klopfte und eine schöne hohe Frau über die Schwelle trat. Sie bewillkommnete mich, und ich ersah bald aus dem Gespräch, daß es die Frau des Wirtes war. Sie fragte mich nach Bekannten (denselben, von denen meine Mutter die Adresse hatte), und da ich melden konnte, daß es ihnen gut gehe, wurde sie froh und sagte, daß die jüngere der beiden Schwestern ihre Freundin sei. Es zeigte sich, daß der Frau vom Hörensagen vieles vertraut war, über das auch mir Einzelheiten bekannt waren. Unser Gespräch wurde daher ziemlich lebhaft, das heißt, ich sprach eigentlich mehr als die Frau, die mir aufmerksam und mit einem schönen Dabei-sein zuhörte. Ich gab auch meiner Freude über das mir überlassene Zimmer Ausdruck und bemerkte, daß man es selten in Gasthäusern so wohnlich finde.

„Es soll auch kein Gasthaus sein!“

meinte die Frau, und es war seltsam, wie herb nun plötzlich ihre Stimme klang. Ich fühlte, daß ich etwas Unpassendes gesagt hatte, stand da wie ein dummer Junge und suchte nicht einmal nach einer Entschuldigung. „Ich meine, wir wollen hier eine Familie bilden, ohne daß in-dessen jemand gestört sein sollte, sich selbst zu gehören.“

„Sie haben viele Gäste in Ihrem Hause?“

„Selten mehr als sechs. Jetzt nur zwei. Einen Herrn mit seiner Tochter.“

„Die Umgebung soll schön sein?“ fragte ich, um auf ein anderes Gespräch zu kommen.

„Sehr. Sie werden sie gewiß bald lieb bekommen. Schade, daß es heute so trübe ist!“

Ich folgte der Frau ans Fenster. Wir blieben einige Zeit stehen und schauten stumm in den Garten hinab, in dem alte, mächtige Bäume standen. Die Blätter bewegten sich stark, sodaß man glaubte, den Wind zu fühlen. Der Himmel war schwer und von grauer Eintönigkeit.

Der Knecht kam mit meinen Rössern, und nachdem mir die Frau die Essenszeit mitgeteilt hatte, verabschiedete sie sich. Ich machte mich nun ans Auspacken meiner Sachen, und es zeigte sich, daß mir meine Mutter viel zu viel Kleinigkeiten mitgegeben hatte. Halb ärgerte ich mich, halb rührte mich ihre Fürsorglichkeit. Als ich aber an die Kiste mit meinen Büchern kam, hatte ich plötzlich keine Lust mehr, weiter auszupacken. Ich nahm ein Buch zur Hand, warf mich auf den Liegestuhl und vertiefte mich so lange, bis es an meine Türe klopft und mich das Mädchen zum Essen rief.

Beim Eintreten in den Speisesaal sah ich nun sofort, daß allerdings meine Bezeichnung „Gasthaus“ nicht eben am Platze gewesen war; denn man saß hier mit dem Herrn und der Frau des Hauses am Tisch, als ob man zu einem geselligen Anlaß zusammengekommen wäre. Man war schon vollzählig und hatte, wie es schien, nur noch auf mich gewartet. Frau Bergheim (so hieß die Wirtin) stellte mich dem alten Herrn und seiner Tochter vor, und ich vernahm, daß sie den Namen Heiz führten. Der alte Herr schien trok-

seinen Jahren noch viel Temperament zu besitzen, denn seine Bewegungen und besonders sein Auge, das an allen Orten zu sein schien, ließen auf diese Eigenschaft schließen. Uebrigens vernahm ich später, daß er im Parlament einen Sitz innehatte und noch jetzt als einer der vorzüglichsten Redner galt. Die Tochter war jung und von jener blonden Zartheit, die schon beim bloßen Anblick beruhigend wirkt. Ich weiß nicht mehr, was an diesem Abend gesprochen wurde; jedenfalls war es, da mir nichts davon geblieben ist, das Uebliche, über das sich eben erst Bekanntgewordene unterhalten.

Ich zog mich auch bald zurück, und da ich wirklich von der Reise etwas müde war, legte ich mich zu Bette, ließ meine Gedanken noch in die ferne Heimat schweifen, bis sie endlich schwer und träge zu werden begannen und mit mir darüber einschliefen.

Plötzlich erwachte ich an einem Lärm, der von der Treppe herzukommen schien. Der Morgen lag, im ersten Scheine, vor meinem Fenster. Ich hörte die Stimme einer Frau und erkannte sie als diejenige der Frau Bergheim. Sie sprach auf jemand ein, der Widerstand leistete. Und ich hörte ferner, wie sich jemand die Treppe hinaufschleppte oder vielmehr hinaufgeschleppt wurde, und dazwischen eine laute, gröhrende Stimme. Ich wollte aufstehen und zu Hilfe eilen. Aber wie, war ich denn um eine Hilfeleistung gebeten worden? War es nicht vielmehr etwas, darüber die Frau Scham empfand, wenn jemand den Auftritt mitangesehen hätte? Ich hielt mich deshalb (immerhin noch im Zweifel, was ich tun sollte) still in meinem Bette, aber in mir war plötzlich ein sonderbares, physisches Unbehagen erwacht, das mich immer mehr zu quälen begann. Ich vernahm nun die Schritte über meinem Zimmer, einen dumpfen Fall und dann Weinen, das aus dem geöffneten Fenster kam.

Ich blieb noch einige Zeit liegen, suchte aber umsonst den Schlaf, erhob mich dann leise und ging ins Freie. Vor meinen Augen taten sich in stolzer, schweigender Größe die Alpen auf und ließen in den Morgenhimmel, der sich zart zu röten begann. Die Sonne hielt sich noch hinter

den Bergen, aber ein von goldenem Licht flimmernder schmaler Streifen ward an den Höhen sichtbar. Es war, als quelle aus den Bergen der Ueberfluß des Glanzes in die Welt, in der noch leichter, feiner Nebel lag. Der Ton von Kuhglocken schwang sich von den Abhängen zu mir hernieder. All dies war schön, still, feierlich. Ich weiß noch, daß mir ein Kind begegnete, das bei einem Brunnen stand und Wasser in einen irdenen Topf füßen ließ. Ich rief ihm so laut einen Gruß entgegen, daß es mich ganz verwundert anbliebte, und da ich seine Verwunderung sah, lachte ich, sodaß auch es am Ende zu lachen anfing. Mein Herz sprang. Ich war glücklich. Ich sang vor mich hin. Wie wenig brauchte es doch damals, daß ich, trotz meiner düstern Lebensauffassung, zu singen begann. Ja, war das Leben nicht letzten Endes da, damit man seine Schönheiten auffange, sich daran freue und sich einen Teufel um all die Mißstände der Welt kümmere?

Ich warf mich auf die Erde, über die eben die Sonne des jungen Tages lief. Aus dieser Erde schoßen Gräser, Blumen und Sträucher, und wenn ich den Blick weiter streifen ließ, so sah ich Bäume, den Wald und das ferne Gebirge. Alles dies wuchs heran, reiste, vermehrte sich und brachte zu allen Zeiten wieder Neues hervor. Die Natur verjüngte sich immer wieder, indem sie von sich streifte, was krank, morsch und faul war. Nichts, soweit mein Auge sah, war geboren, um sein Dasein unveränderlich zu Ende zu leben, sondern in allem war vielmehr der Drang nach fortwährendem frohem Schaffen. Ruhig und still schien wohl die Natur zu sinnen, aber in ihr war beständige Wandlung.

Es gibt viele Augenblicke in unserm Dasein, wo wir glauben, daß sich uns ein ganz neues Leben offenbare, wo ein großes, unaufhaltshmetisches Gefühl nach immer lebensbegehrenderem Ausdruck ringt. Jetzt eben bewegte mich dieses Reimen, dieses Drängen und Werden, als ob ich es heute zum ersten Mal empfunden hätte, und brachte mir eine Ahnung von etwas, das wohl Glück und Erfüllung heißen könnte ... Vielleicht lag es nur im Schweigen des fernen Hügelzuges, im

Plätschern des Baches oder im zitternden Spiel der Blätter ...

Wie ich aber so in den klaren Tag sah, kam mir plötzlich die Erinnerung an den wüsten Lärm dieses Morgens. Ich hörte wieder das Schluchzen der Frau, das bis in mein Zimmer hinabgedrungen war, und von neuem empfand ich jenes sonderbare Gefühl physischen Ekelns. Meine Fröhlichkeit war verflogen. Ich stand auf und ging in Gedanken weiter.

Langsam schritt ich zurück, dem Hause entgegen. Ich glaubte schon jemand bei Tische zu finden, aber das Zimmer war leer. Unschlüssig, was ich tun sollte, blieb ich einen Augenblick stehen, als sich die Türe öffnete und Frau Bergheim hereintrat. Ich war ein wenig verlegen, sie so unerwartet zu sehen; denn seit jenem Augenblick, da mir wieder der Gedanke an den Lärm gekommen war, hatte ich eigentlich an nichts anderes mehr gedacht als an sie. Ich fasste mich jedoch bald und sprach: „Ich bin jedenfalls der erste?“

„Ich glaube wohl.“

„Das Wetter war so schön. Ich habe schon einen weiten Gang gemacht.“

Wir gingen zu Tisch. Das Mädchen kam mit dem Essen. Ich langte ordentlich zu, denn die frische Luft hatte den Hunger geweckt.

„Haben Sie gut geschlafen?“

Ich merkte, daß es mehr als nur eine gesellschaftliche Frage war.

„O, ich schlief wie ein Bär, und auch nicht einmal geträumt habe ich!“

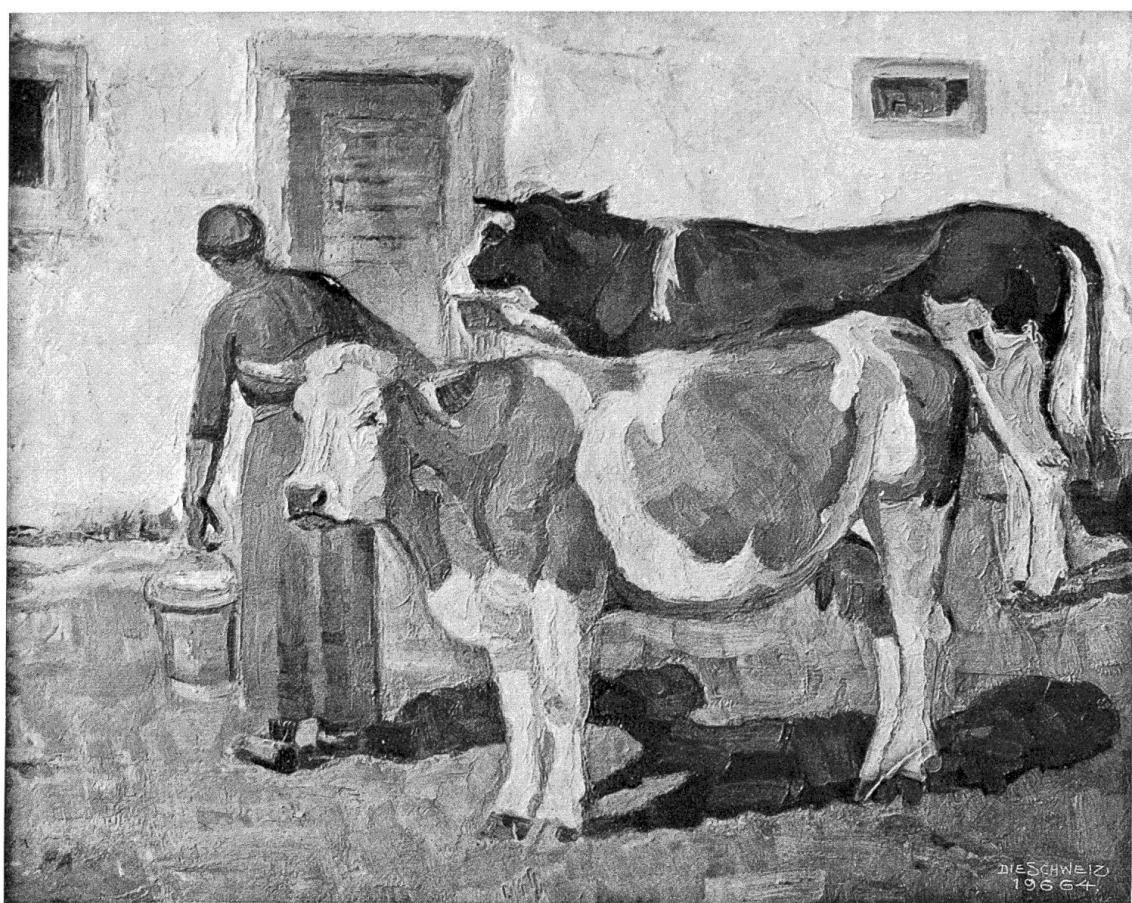
„Es ist schön gut zu schlafen ... Sie sind also gar nie erwacht?“

„Ich sehe,“ sprach ich nun, „daß Sie etwas wissen wollen, das ich Ihnen sonst verschwiegen hätte ... Nein, glauben Sie nicht ...“ rief ich, als ich nun ihre Verlegenheit sah.

„Ich weiß, ich weiß. Sie sind also darob erwacht?“

Sie stand auf und schritt ans Fenster, blieb einen Augenblick dort stehen. Ich sah, daß sie irgend einen Entschluß fasste oder schon gefaßt hatte.

„Es ist besser, Sie erfahren es heute schon. Wie könnte ich Ihnen auch etwas verschweigen, das Sie doch bald selbst sehen würden. Der Auftritt, den Sie



Turnus 1916.

Paul Altherr, Basel.
Vor dem Stall.
Phot. Ph. & S. Lind, Zürich.

hörten, wiederholt sich nun fast jede Nacht. Nicht so lärmend vielleicht. Aber jede Nacht, jede Nacht!" Dieses „jede Nacht“ schrie sie fast heraus.

„Ich kann mir alles denken.“

„Bevor Sie kamen, ging ja alles gut. Hätte ich Ihnen denn sonst schreiben dürfen? Ihnen tut ja Ruhe not ... Er trank schon beinahe vier Monate nicht mehr, und wie man so ist: Man hofft wieder und hofft neuerdings. Aber nun, nun hat es ihn wieder gepackt. Nun betrifft er sich Abend für Abend.“

Ich stand auf. Mich ergriff dies alles. Jedenfalls fühlte ich Mitleid mit dieser Unglücklichen. Aber was mich besonders ergriff, war, daß diese ganze Angelegenheit das Problem der Freiheit traf. Ich sah in dieser Frau nur die Unterdrückte, die Gefnechtete, die ich grüner Junge zur Freiheit erziehen wollte.

„Und das, sagen Sie, ist das schon lange so?“

„Gott, wie lange schon! Seit unserer Verheiratung!“

„Aber weshalb heirateten Sie ihn denn?“

„Sie sagten alle, ich tue ein gutes Werk, wenn ich ihn zum Mann nehme. Und dann ... Ach, einige Zeit ging ja auch alles gut. Aber da fing das alte Laster wieder an. Er trank, und im Rausche fing er an zu spielen. Bald alles haben wir so verloren ... Uebrigens, verzeihen Sie!“ sprach sie auf einmal und starrte ausdruckslos vor sich hin. Sie war sich wohl erst jetzt bewußt, daß sie alles dies eigentlich einem Fremden anvertraut hatte.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Aber Sie, wollen Sie denn wirklich so mit ihm weiterleben?“

„Was soll ich wohl anders? Meine Pflicht ist auszuhalten!“ meinte sie bitter.

Das Feuer des Zornes lohte in meinem Herzen auf.

„Nein,“ rief ich nun, „Ihre Pflicht ist nicht auszuhalten! Ein neuer Sturm geht durch unsere Zeit, ein neuer Bedruf. Allem voran kommt die Pflicht, sein eigenes Leben zu leben. All diese kleinen, engen Rücksichten von sich zu werfen und ein Leben aufzubauen, das frei ist von jedem Zwang. Ihre Pflicht ist nicht, bei einem

moralisch Verkommenen zu bleiben, wohl aber ist Ihre Pflicht, sich in Freiheit von ihm zu scheiden!“

„Sagen Sie das nicht. So hat noch niemand zu mir gesprochen. Alle sagen sie, daß es meine Pflicht sei, ihn zu retten.“

„Ach, sie, sie, sie! Mit diesem ‚sie‘ bezeichnen sie doch nur die Welt. Die alte, feige, morsche Welt! Von dieser rede ich nicht. Sie ist trank und faul. Wir werden eine neue Welt errichten, eine Welt voll Freiheit und Wahrheit, wo jeder nur sich selbst angehört und dennoch sein Bestes für das Wohl des Ganzen gibt.“

Frau Bergheim sah mich mit weitgeöffneten Augen sprachlos an. Hin und wieder bemerkte ich, daß es in ihrem Gesichte sonderbar zu zucken begann. Ich aber sprach und sprach. Ich fühlte mich von einer schäumenden Woge der Begeisterung getragen und vergaß beinahe den Zweck meiner Rede. Ich stritt nicht allein um die Freiheit dieser Unglücklichen, sondern um die Freiheit überhaupt. Ich sprach von dem Rechte der Frau, von der Umwälzung der Weltanschauungen, von der Gesellschaft, die der Feind alles Wahren und Guten ist.

„Die Welt wird Ihnen immer von Pflichten reden, solange es sich nicht um ihre eigenen Pflichten handelt. Aber der Geist, der befreite, nicht mehr gefnechtete Geist wird ungestüm an den Pforten der heuchlerischen Gesellschaft rütteln, bis das Morsche zusammenfällt und das Neue mit Macht hervorbricht.“

Sie hörte mir noch immer schweigend zu. Plötzlich aber sprang sie auf und rief: „Und Sie glauben? Sie glauben ...“

Sie kam nicht weiter. Die Türe öffnete sich, und auf der Schwelle erschien Herr Heiz mit seiner Tochter. Frau Bergheim nickte nur hastig und ging dann rasch dem Ausgange zu.

Von Helene, der Tochter des alten Herrn, erfuhr ich dann später die Geschichte der Frau Bergheim. Sie hatte nicht eben eine glückliche Jugend hinter sich. Ihr Vater war schon während ihrer Kindheit gestorben, und so sah sich die Mutter mit ihrem siebenjährigen Kind fast dem Nichts gegenüber. Sie hätte eine Stellung annehmen müssen, wäre nicht ihrer Familie ein solches Vorgehen wider

alle Tradition erschienen. Diese Verwandtschaft nun tat sich zusammen und beschloß, die Witwe zu unterstützen, sodaß sie sich recht und schlecht ernähren konnte. Unter diesen wohlwollenden Beiträgen aber hatten Mutter und Kind viel Hartes zu erdulden. Da war besonders eine alte Tante, deren Lebensinhalt darin bestanden hatte, andere zu betrügen, und die jetzt auf ihrem, wie sie sagte „hart verdienten Geld“ in zäher Ausdauer saß. Obwohl sie am wenigsten an die Unterstützung beitrag, ließ sie diese Wohltat durch das siebenjährige Mädchen mit harten Zinsen vergelten. Nicht genug, daß sie ihr alle Freiheit nahm, sie benützte auch jede Gelegenheit zu Auslassungen gegen ihre Eltern. Die ganze „Sünde“ der Mutter aber hatte darin gelegen, daß sie aus Liebe einen unvermögenden Mann geheiratet. Die Mutter starb wohl bald nachher aus Elend und Gram, und das verwaise Kind kam nun ins Haus dieser Tante. Dort war ihm ein an Freuden armes Leben beschieden; es wuchs auf in Knechtschaft, und dem etwa aufbäumenden Schmerz fehlte die Kraft zur Befreiung. Dann war das Mädchen zur Jungfrau herangewachsen; aber es erfuhr nichts von der leimenden Süße junger Mädchenträume und war erstaunt, als der Gutsherr Bergheim sie zur Frau begehrte. Sie sagte nicht ja, nicht nein. Sehnte sich nur heraus aus dem Zwang der sie umgebenden Verhältnisse. Tage lang wurde ihr nun vorgeschwagt, eine wie feine Partie sie, das arme Mädchen, machen könne. Zwar verheimlichen ließ sich nicht, daß der Freier nicht eben ein solides Leben führte. Aber bedurfte es da nicht just einer jungen Frau, die ihn ans Haus band? So willigte das Mädchen endlich ein und wurde Frau, noch ehe es eigentlich Jungfrau geworden war. Im Anfang schien alles gut zu gehen, doch nach einiger Zeit vertrug der Gutsherr die stille Häuslichkeit nicht mehr, und er sehnte sich wieder, frei und unbehindert auf seinen Wegen zu schreiten. Diese Wege aber führten ihn zu Zechgelagen, wo bis in den Morgen hinein gespielt wurde. Er hatte nicht gelernt zu arbeiten. Zeitlebens wurde er sich nie der beschämenden Gewißheit bewußt, daß er nur

der arme Zehrer von der harten Arbeit seiner Väter war. Die Frau fror in ihrer Einsamkeit. Vielleicht hatte sie sich auch hauptsächlich aus diesem Grund dazu entschlossen, Pensionäre ins Haus zu nehmen. Der Mann aber fühlte sich in guter Gesellschaft nicht mehr heimisch, er schloß sich mehr und mehr der Gesellschaft von Müßiggängern an, wohl, weil diese ihm immerhin noch die gewisse Höhe seiner eigenen Person zeigte und daß es noch eine Möglichkeit gab, tiefer zu steigen.

Das ist in kurzen Zügen die Geschichte, die mir Helene erzählte. Uebrigens waren wir beide gute Freunde geworden. Wir machten viele Ausflüge in die Umgebung, und dabei ließ sich erkennen, daß sie mit Liebe an der Natur hing. Nicht wie jene, die einem durch ihr Geschwätz das lauschende Schweigen zerstören, nein, sie wußte schön und ruhig zuzusehen, und nur in ihren Augen war das Erleben wahrzunehmen. Es ging mir seltsam mit Helene. Anfangs hatte ich sie zwar nicht für beschränkt, aber doch für ziemlich unwissend gehalten. Aber mit jedem Tage gewann sie in meinen Augen. Wenn sie auch nicht alles mit dem Geiste zu erfassen vermochte, so hatte sie doch die Gabe jener schönen, innerlichen Erkenntnis. Vielleicht war es gerade dieser Umstand, der sie mir so anziehend machte, vielleicht aber liebte ich sie schon damals.

Indessen traf ein, was Frau Bergheim mir an jenem Morgen gesagt hatte: fast jede Nacht wiederholte sich der Auftritt mit dem Manne. Gewöhnlich ließ er sich dann erst beim Nachtessen sehen, kam in eine weinerliche Stimmung und hielt einen mit aufdringlicher und inhaltsloser Rede fest. Merkwürdigerweise trank er bei Tische nie Wein. Nicht, daß er ein gutes Glas verachte, sagte er, aber er sei kein Freund zu vielen Trinkens. Wir sahen uns dann alle verständnisvoll an. Er bemerkte es auch, tat aber, als ob nichts wäre. Man konnte eigentlich nicht über ihn in Zorn geraten, eher flößte einem sein ganzes Wesen Ekel und Unbehagen ein.

Seit jenem Tage, da ich Frau Bergheim von ihrem Rechte zum Leben gesprochen hatte, vermied sie es, das Ge-

sprach nochmals auf diesen Gegenstand kommen zu lassen. Gleichwohl wollte es mich dünnen, daß sie innerlich eine andere wurde. Daz einsame Kämpfe in ihr tobten, die sie niemandem verriet, vielleicht aus einem Gefühl der Angst, vor dem Nahenden, Unaufhaltbaren ... Sie begann sich auch anders zu tragen, ihr Gang wurde freier, und manchmal war zu sehen, wie ihr Blick, der immer etwas umschleiert war, für Sekunden leuchtender, sonniger wurde. Sie tat im stillen viel Gutes für mich. Schon damals hatte ich meine Gewohnheiten. Am Tisch. Im Zimmer. Ich weiß nicht, wie es Frau Bergheim erfahren hatte, jedenfalls habe ich es ihr selbst nebenbei in Gesprächen gesagt. Und sie tat dies alles für mich, ohne darüber ein Wort zu verlieren. Ich weiß, daß ich ihr einst für diese Artigkeiten dankte. Sie hörte mir schweigend zu. Ihre Hand zitterte leicht in der meinen. In ihren Augen glitzerte es seltsam, und plötzlich befreite sie mit einer hastigen Bewegung ihre Hand und lief die Treppen hinauf.

Dies war an jenem Tage, da sie am Abend darauf, kurz vor dem Essen, in mein Zimmer trat und sprach: „Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht habe ich keine Pflichten mehr gegen ihn.“

Ich war bewegt, gleichsam auf ihre innere Stimme lauschend, vielleicht auch etwas freudig, als ich erwiderte: „So haben Sie nun verstanden?“

„Ach, nicht nur dies,“ sprach sie und war schon an der Türe, um hinauszugehen. Ich folgte ihr nachdenklich in den Speisesaal. Ich muß hier einschalten, daß der Wirt schon zwei Tage, ohne irgend eine Meldung zu hinterlassen oder zu schicken, von Hause fortgeblieben war. Frau Bergheim war bei Tisch von einer fast krankhaften Lebhaftigkeit und tat, was sie sonst nie machte, sie fiel den Sprechenden mehrmals ins Wort. Auf ihrem Gesicht machte sich eine sonderbare, fieberrische Röte bemerkbar.

Wir waren mit dem Essen fertig geworden. Ich unterhielt mich noch mit Helene, als plötzlich Frau Bergheim in unser Gespräch eingriff und mich ohne weiteres bat, sie im Freien zu begleiten. Vielleicht wäre diese Bitte niemandem

sonderlich aufgefallen, aber der Ton, in dem sie gestellt wurde, ließ alle aufsehen. Ich erhob mich, und um der Sache ein anderes Aussehen zu geben, setzte ich mir Humor auf und stellte mich Frau Bergheim zur Verfügung. Es entging mir jedoch nicht, daß Helene einen erstaunten Blick auf mich warf, und nun war ich plötzlich gereizt und lief schnell der davongehenden Frau nach.

„Nun, was wollen Sie?“ fragte ich draußen, nicht gerade freundlich.

Sie lief stumm weiter.

„Ich muß sagen, daß mich Ihr Benehmen doch zum mindesten befremdet.“

Plötzlich blieb sie im Schatten eines Baumes stehen und wandte mir ihr Gesicht zu. Ich erschrak. Der Ausdruck dieses Gesichtes war ein ins Maßlose gesteigerter Schmerz. Die ganze Gestalt der Frau zitterte.

„Was ist Ihnen? Sie fiebern!“

„Noch keiner,“ sprach sie jetzt, und ihre Worte waren seltsam tonlos und schwer, „keiner hat noch so zu mir gesprochen. Ich habe jedes Ihrer Worte behalten, so, wie Sie es an jenem Morgen sagten. Tag und Nacht habe ich darüber nachgedacht. Ich wollte nicht, ich wollte nicht, ich wollte nicht — und dennoch habe ich an nichts mehr denken können als an Ihre Worte.“

„Und nun, was gedenken Sie jetzt zu tun?“

„Was ich tun will, ist ja so gleichgültig, so unendlich nebensächlich ... Ihre Worte sind alles.“

„Ja — ich weiß nicht — Sie müssen doch irgend einen Entschluß fassen...“

„Ich fühle nur eins — nur eins: Ich habe den Glauben an Sie...“

Sie wanted einen Schritt zu einer Bank, fiel nieder und deckte das Gesicht in beiden Händen.

Ich blieb vor ihr stehen. Ich weiß nicht mehr, was ich gesagt habe; vielleicht auch habe ich gar nichts gesprochen. Ich weiß nur, daß ich ihre Hand nahm, um sie aufzurichten.

Sie sprach, zu mir aufsehend: „Wenn Sie wollen, will ich mich von ihm befreien. Sagen Sie es, ob ich mich von ihm frei machen soll?“

„Sie haben Fieber, quälen Sie sich heute nicht mehr!“

„Sagen Sie das nicht ... Ach," rief sie plötzlich mit Schluchzen in der Seele, „warum haben Sie damals so zu mir gesprochen!“

„Morgen werden Sie ruhiger sein. Kommen Sie jetzt!“

„Sie sagen dasselbe, was ich mir jede Nacht gesagt habe: Morgen, morgen! Aber dann kam dieses Morgen und mit ihm die neue Qual!“

Ein unbeschreiblicher Ausdruck lag in ihren Zügen, als sie mich plötzlich, ganz unvermittelt fragte: „Sie lieben sie wohl sehr?“

„Wen meinen Sie?“

„Ach, sie...“

Ich begriff plötzlich alles. Ich begriff, daß sie mit diesem „sie“ Helene meinte, und verstand die ganze Lage, in der ich mich befand. Ich wußte mit einem Mal, daß ich von der Frau, die vor mir stand, geliebt wurde. Und noch etwas geschah in mir. Bis jetzt hatte ich mir noch nie die Frage vorgelegt, ob ich Helene lieb habe. Aber nun, da ich vor diese Frage gestellt wurde, wußte ich bestimmt, daß ich schon lange Liebe für sie empfunden, daß jenes Gefühl, das mich gern und oft in ihrer Nähe sein ließ, Liebe war. Diese Empfindung durchzuckte mich ganz plötzlich und wurde etwas Neues und zugleich unendlich Zartes in mir. Diese Gedanken oder vielmehr Gefühle durchströmten mich mit solcher Macht, daß ich sprachlos der Frau gegenüberstand. Ich wollte ihr alles erklären. Alles war ja eigentlich so unendlich einfach ... Und dennoch, als ich nach einer Antwort suchte und das Gesicht voller Liebe und Traurigkeit vor mir sah, brach es mir auf einmal an Mut. Ich schwieg nach einigen Worten, die die Lage nicht klärten; vielleicht aber habe ich gerade durch mein Schweigen ihren Gefühlen mehr Festigkeit gegeben.

Sie stand noch immer vor mir. Hinter dem Leuchten ihres Auges lag eine Welt voll wartender Liebe. Sie ergriff auf einmal meine Hand, küßte sie glühend und verschwand im Dunkel der Bäume.

Ich stand noch auf demselben Platze, wo mich die Frau verlassen hatte. Mein Erlebnis schien mir nun beinahe der Wirklichkeit zu entbehren. Die Gedanken jagten in meinem Kopf und wollten sich nicht

zur Klarheit formen. Indessen ging ich nicht nach dem Hause zurück, sondern schritt dem Dorf entgegen. Vor den Häusern mit ihren breit und behaglich vorspringenden Dächern saßen Frauen, Männer und Kinder in der nächtlichen Lust. Hin und wieder schlug ein Hund an oder kam auch voller Unruhe zu mir gelassen. Lachen klang in die Lust, und es wurden von einem nahen Wald her alte heimatliche Lieder vernehmbar. Nichts jedoch brachte mir die ersehnte Ruhe, ja, das schwüle Dunkel verdoppelte nur meine Schwermut. Es war, als würde in dieser Nacht niemand den Schlaf finden, als hätte am Tage alles sommerliche Tönen und Klingen und alle junge Liebe gezögert, um in diesen Stunden zum Leben zu erwachen. Einsam hing eine schwere, traurige Wolke in der dunkeln Bläue. Kein Wind trieb die Blätter der Bäume, deren Kronen in stummer Melancholie in den nächtigen Himmel ließen, indessen das opalfarbene Licht des Mondes suchend über die fruchttragende Erde ging. Die ganze Natur lag in Überladung, schwer, reif, schnitterbedürftig. Lebensstimmen voll heißen, durstigen Atems trieben zueinander, verloren sich wieder und ließen nichts zurück als unlösbare Rätsel. Ich litt unter den seltsamen Formen der Bäume, der Wolke, litt mit den Sternen, mit allem, was mir einsam und in unverständner Qual erschien.

Wenn ich an diese Stunden zurückdenke, so weiß ich nur, daß ich von unzähligen Fragen bestürmt wurde, die aber alle um zwei Punkte kreisten: um mein voriges Erlebnis mit der unglücklichen Frau und meine plötzlich erwachte oder vielmehr erkannte Liebe. Diese Gedanken aber waren alle so wirr, daß ich sie nicht zu halten oder gar zu ordnen vermochte; ich fühlte, wie ich gleichsam von ihnen getrieben wurde und zu keinem Entschluß kommen konnte.

In diesen Gedanken wanderte ich weiter und stand mit einem Mal wieder vor unserem Hause. Aus dem erleuchteten Fenster, das zu ebener Erde lag und geöffnet war, kam mir die Stimme Helenes entgegen, die laut las. Es tat mir gut, dieser Stimme zuzuhören, die ruhig in das schwere Tönen des Sommers sprach.

Eine Weile blieb ich schwer atmend und lauschend stehen, ging dann aber leise in den Schatten des Gartens, um mich hier auf einer Bank niederzulassen. Von da konnte ich das feine Profil Helenes sehen. Ihr Vater saß etwas zurückgelehnt in einem Lehnsessel, hörte den Worten der Lesenden zu, tat hin und wieder einen Zug aus der Zigarre und blies den Rauch blau-düstig in den Raum.

Seltsam, wie beim Anblick dieser reinen, häuslichen Ruhe alles Schwere, Unlösbare von mir genommen ward. Die Natur schien nicht mehr dieselbe. Meine Gedanken wurden ruhiger und zuverlässlicher. Als wäre von diesem hell erleuchteten Fenster eine unendliche Stille über das All gezogen, so flossen alle Lebensstimmen, alles Klingen und Tönen in mir zusammen und wurden rein in einem schönen Afferde. Selbst das kleinste Gräseln, so schien mir jetzt, hatte nun Antwort auf das Sinnen der Nacht.

Ich glaubte wahrzunehmen, daß Helene nicht eben mit ganzer Liebe beim Lesen war; denn hin und wieder ließ sie das Buch fallen, strich sich über die Augen und sah sinnend in die Nacht hinaus. Ein eigener, bisher an ihr nicht gefannter Zug trat hervor, rein und jungfräulich, und erfüllte meine Seele mit jenem sonderbaren Gefühl, das ich empfunden hatte, als mich die Frau um meine Liebe zu Helene befragte. Es war so ruhig, daß ich jedes ihrer Worte verstand, und ich erkannte auch die Sprache des stillen Buches, das mir Helene geliehen hatte. Wieder ließ sie es fallen und sann vor sich hin.

„Wir sind müde, Kind.“

„Ja.“

„Gehen wir schlafen, wie?“

„Gute Nacht, Vater!“

Herr Heiz trat ans Fenster. Ich hielt den Atem an; denn mir war, er müsse mich bemerken. Doch er schritt ruhig zurück ins Zimmer und zur Türe hinaus. Helene blieb unschlüssig stehen, schlug den Flügel auf, blätterte in den Noten und las einige Sekunden lang. Es trieb mich zu ihr hin. Gerade wie sie so las, diese Sekunden ... Aber das Bewußtsein, daß sie in meiner Nähe war, daß ich sie liebte und daß ich nur einen einzigen Schritt zu machen brauchte, um bei ihr zu sein, war

so rein, daß ich noch zögerte, das Schweißen zu brechen.

Sie schlug ein paar Töne an, setzte sich dann an den Flügel und spielte jenes trüberische Lied von Schubert, in dem die Meerflut ans Ufer brandet, seltsame Vögel durch die Luft flattern und zwei Seelen ganz still zusammenflingen. Sie hörte mein Kommen nicht, als ich ans Fenster trat. Plötzlich jedoch wandte sie sich um.

„Ah,“ machte sie, „Sie haben mich fast erschreckt!“

„Habe ich das wirklich?“ meinte ich, am Fenster stehen bleibend.

Sie drehte sich auf dem Stuhle um. Ihr Arm streifte eine Taste des Flügels, sodaß ein heller Ton im Zimmer hangen blieb.

„So leise kamen Sie!“

„Vielleicht lebten Sie so sehr in der Musik, daß Sie deshalb mein Kommen überhörten!“

„Nein, sagen Sie das nicht! Es ist auch nicht so.“

„Nein?“

„Nein — wenn ich so spielen könnte, wie man zuweilen empfindet — dieses Unaussprechbare — das ist mir nicht gegeben; deshalb dürfen Sie auch nicht sagen, was Sie vorhin sprachen.“

„Spielen Sie aber doch noch einmal!“ bat ich; denn es dünkte mich schön, zu dieser Landschaft Musik zu hören.

„Dasselbe?“

„Ja!“

„Schubert?“

„Ja!“

Sie zertegte sich nicht, lehrte die Noten und fing an zu spielen. Mir war, als würde mir Helene in diesen Minuten noch näher gerückt. Als wäre der Zauber dieser Musik nur die Begleitung zu dem großen, unaussprechlichen Liede, das in meinem Innern war.

„Es ist sehr einfach, dies Lied,“ sprach sie, als sie geendet hatte. „Ich habe es einmal von Prochny in einem Konzert gehört.“

„Von?“

„Von Prochny — Sie kennen ihn nicht? Er ist mein Lehrer.“

„Nein, ich kannte ihn nicht.“

„Er meint, daß das Einfachste am schwersten zu sagen sei.“

„Gewiß, ich verstehe das.“

„Ich habe ihn dazumal nach dem Konzert gefragt, warum er gerade zu diesem einfachen Liede gegriffen habe. Er sprach nur: Spielen Sie es einmal! Ich spielte. Es ging nicht. Ich habe ein halbes Jahr daran geübt und kann heute noch nicht sagen, was zu sagen wäre. Was nur dieses da ist —“

Sie spielte eine Melodie, sah dann zu mir hin, erhob sich und trat ans Fenster.

„Sie sitzen im Zimmer,“ meinte ich, „und hier draußen ist die göttlichste Nacht.“

Sie schaute hinaus in das Flimmern und sprach: „Ah, Vollmond?“

„Ja, sehen Sie, gerade Vollmond!“

Es gefiel mir, daß sie nach einiger Zeit, ohne daß ich sie darum gebeten hätte, schweigend zu mir heraustrat. Wir gingen durch den Park. Ich werde diese Minuten nie vergessen. Ah, die Schönheit der Liebe liegt dort, wo sie noch nicht mit armen Worten begrenzt wird, wo ihr Quell noch ungebrochen vor dem Leben steht und sie in der Unendlichkeit der Seele über Welten und Meere wandert! Ich fühlte Helene neben mir gehen. Sie war verstummt, wie ich. Später gestand sie mir, daß auch sie von gleichen Gefühlen bewegt ward. Wir ließen uns auf einer Bank nieder. Ein Vogel flatterte auf.

„Armer Vogel!“

„Ja!“

Wie unsere Stimmen klangen. So weit fort. So aus der Ferne der Seelen.

Ich nahm ihre Hand, die sie still in der meinen ruhen ließ. Wir saßen lange so, ohne zu sprechen. Unsere Wangen berührten sich, und ich neigte mich, ihren Mund zu küssen. Sie war schön in ihrer weichen Hingabe, in der reinen Unberührtheit ihrer jungfräulichen Seele. Ich weiß nicht mehr, was ich gesprochen habe. Ich weiß nur, daß ich nicht aufhören konnte, sie immer wieder anzusehen. Mir war, als würde ich in ihren Augen tief auf dem Grund der Seele lesen, auf dem mir kein unreiner Ton zu liegen schien. Und schön war es zu wissen, daß sie mir ihre Hände ließ, ihre Augen, Wangen und ihren Mund.

Plötzlich wuchs ein Schatten in unserer Nähe, und wir hörten Schritte, die sich alsbald wieder entfernten. Beide spähten

wir in die Dunkelheit und konnten nichts erkennen.

„Irgend ein Bedienter, der Gärtner vielleicht. Will uns der etwa wehren, uns zu lieben?“

„Nein, aber so...“

„Morgen sollen sie es alle erfahren!“ rief ich in meinem hellsingenden Glück.

„Ah, was werden sie wohl sagen? Vater und — sie?“

„Was heißt das: Sie?“

„Nun muß ich dir etwas Häßliches bekennen...“

„Etwas Häßliches?“ wiederholte ich ihre Worte.

„Ja, ich war schon lange eifersüchtig auf sie.“

„Auf Frau Bergheim?“

„Ich bildete mir ein, daß sie dich liebe.“

„Ah, sie ist eine Unglückliche ... Aber sprechen wir nicht darüber,“ rief ich, indem ich etwas Unbehagliches in mir wachsen fühlte. „Heute nicht ...“

„Ja ...“

„Oder doch, wenn du willst,“ erwiderte ich rasch, an ihren erstaunten Blick denkend, den sie mir zugeworfen hatte, als mich Frau Bergheim um meine Begleitung bat. Und ich erzählte ihr nun alles und verschwieg nichts.

Ihr Auge unter den schöngeschweiften Bogen schimmerte feucht, als sie sprach: „Die Arme — wir wollen gut zu ihr sein!“

„Es hat dich betrübt?“

„Es soll niemand um unserer Liebe willen unglücklich sein. Ich könnte es nicht ertragen.“

In diesem Gespräch waren wir dem Hause nähergekommen. Auf einer Bank saß der Gärtner. Vor ihm lag Togo, der Hund, und ließ sich das Fell kraulen.

„Siehst du, daß es vorhin niemand anders war als der Gärtner?“

Als er uns kommen sah, stand er auf, pfiff dem Hund und wollte sich entfernen.

„Ihr braucht nicht vor uns fortzulaufen, als wären wir Gespenster!“ rief ich ihm nach.

„Ich glaubte, Ihr wollet etwa sitzen,“ meinte er gutmütig und auf die Bank zeigend.

„Aber vorhin seid Ihr uns fast wie ein Gespenst erschienen.“

Er sah uns eine Weileverständnislos

an, plötzlich aber wurde er heiter und sprach, einen Schritt auf uns zutretend: „Gott segne euch beide!“

„Danke!“ sagte ich. „Ihr seid schon alt, wie?“

„Zweiundsiezig, Herr!“

Ich fand es merkwürdig, daß die Leute hier herum ein so hohes Alter erreichen.

„'s ist gutes Holz eben!“ meinte der Gärtner. „Man lebt auch nicht so schnell und unruhig. Mit den Hühnern ins Bett und mit den Hühnern auf!“

„Da scheint Ihr aber eine Ausnahme zu machen!“

„Heute ist eben auch eine ganz besondere Nacht,“ meinte er, indem er sich in den Haaren kratzte.

„So.“

„Habt Ihr noch nie von jener Blume gehört, die im Jahre nur eine einzige Nacht blüht?“

Ich nannte ihm den Namen der Blüte in lateinischer Sprache.

„Seht Ihr, heute soll sie eben blühen. Deshalb wache ich auch.“

Er verließ uns, ohne uns einzuladen, ihm zu folgen; der Hund ging unhörbar hinter ihm her. Nach einer Weile traten wir ins Haus, aus dem nur noch ein Licht leise röthlich in die sommerliche Nacht leuchtete...

In jener Nacht schließt ich nicht. Einmal ließ mich meine erwachte Liebe keinen Schlaf finden, zum andern lag mir das Erlebnis mit der unglücklichen Frau vor der Seele. Aber wie denn das menschliche Herz ist, der letztere Umstand vermochte nicht, auch nur den Schimmer meines Glückes zu trüben; ja, ich konnte nicht anders, als jene für die Frau qualvolle Stunde vom Gesichtspunkte meiner glücklichen Lage zu betrachten. Und so erschienen mir denn bald der ganze Hergang und selbst die verzweiflungsvollen Gebräden und die Stimme der Frau in nicht mehr so trübem Lichte, und ich gab mich sogar bestimmt der Hoffnung hin, daß alles wie in einem gut bürgerlichen Roman in Sonne und Heiterkeit enden würde.

Ich dachte an Helene, an den Schimmer ihres Haares und ihrer weichen, schlanken Hände. Ich rief mir immer wieder ihre Worte ins Gedächtnis und begehrte noch einmal den ganzen Schweigen-

den Zauber unseres Beisammenseins zu erleben. Ich erlebte ihn auch nochmals in der Erinnerung, aber doch vermochte ich nicht, den letzten Rest auszuschöpfen. Ein Unsaßbares blieb zurück, jenes große Geheimnis, das uns nur der Augenblick des unmittelbaren Empfindens gibt. Ach, vielleicht auch quälte mich schon damals halb unbewußt der Gedanke, daß uns ein Erlebnis nie wieder in derselben Form begegnet, daß alles, was unser Dasein reich zu machen scheint, der Vergängnis gehört.

Ich mußte doch etwas eingeschlafen sein; denn ich weiß, daß mich auf einmal die Stimme des Wirtes weckte, der die Treppe heraufkam oder vielmehr über jeden einzelnen Tritt zuerst stolperte. Es rührte sich nichts im Hause. Der Wirt begann laut vor sich hin zu sprechen, und es verging eine gute Weile, bis er den Weg zu seinem Zimmer gefunden zu haben schien. Nun aber war ich gänzlich erwacht und fühlte nichts mehr von der Nähe des Schlafes. Gleichwohl blieb ich liegen, bis sich, sehr zart, der erste Dämmerchein des Tages erhob. Von meinem Bette aus sah ich den Wipfel eines Lindenbaums, dessen Blätter sich leise im Winde regten. Ein Vogel kam herbei, flog, wie sich besinnend, um den Baum, ließ sich auf einem Zweiglein nieder, piepste zweimal, dreimal hell auf und flog wieder von dannen. Die Luft lag so weich in ihrer blauen Harmonie, daß man glaubte, den Klang unendlich ferner Gesänge zu vernehmen. Ich zog mich an und wanderte noch einmal auf den Wegen, die wir gestern gegangen waren. Als ich in den Speisesaal eintrat, saß Helene mit ihrem Vater schon am Tische. Ich wollte sprechen, doch Helene kam mir zuvor und sagte, daß ihr Vater schon alles wußte.

„Ja, junger Herr, was tun Sie?“ rief er, halb im Scherz. „Kann ich sie denn entbehren? Nimmt man einem einfach das Mädel so weg?“

„Aber Vater ...“

„Na, ich habe ja auch nichts dagegen. Habe es auch nicht viel besser gemacht. Aber zuerst wollen wir doch etwas Tüchtiges werden, wie?“ sprach er, sich zu mir wwendend.

Ich fühlte mich erröten. Es verlebte mein Selbstgefühl, wie ein dummer

Junge, der auf der Welt noch nichts getan, behandelt zu werden. Ich rückte mit meinen Plänen heraus. Ich sprach offen und frei von meiner Zukunft, und die Anwesenheit derjenigen, die ich liebte, erhöhte noch die Begeisterung für meinen Beruf. Der alte Herr hörte meinen Redeerguß ruhig an, und nur ein kleines, halb verstecktes Lächeln verriet, daß er mir folgte.

„Ja, ihr Jungen! Ihr glaubt mit eurem Feuer Berge von der Erde zu reißen!“

„Wir reißen nur herunter, was aufhören muß zu leben!“

„Und begrabt zuweilen auch Wertvolles unter den Trümmern. Aber waren wir denn anders? Nein, junger Herr, wir waren ja ebenso in unsern jugendlichen Jahren. Ebenso voller Feuer und Begeisterung. Aber mit dem Alter und mit dem Leben, weißt ihr, Kinder, das sieht dann zuletzt doch etwas anders aus!“

Um Ende wurden wir aber ganz vergnügt. Der alte Herr ließ Selt zum Frühstücke kommen und erzählte vieles aus seiner Jugend, seiner Liebe und Ehe, in dessen Helene und ich Hand in Hand vor ihm saßen und öfters auf unser junges Glück anstießen.

So waren wir lange beisammen und empfanden gar nicht die Abwesenheit Frau Bergheims, die doch sonst jeden Morgen mit uns aß. Aber auf einmal tat sich rasch die Türe auf, und das Mädchen erschien auf der Schwelle. Ich erinnere mich noch der Bewegung, wie wir drei fröhlichen Menschen auf das Mädchen sahen, das bleich vor Schreck an der Wand stehen blieb und aus dem lange nichts herauszubringen war.

„Was haben Sie? Reden Sie!“ riefen wir alle durcheinander. „Reden Sie doch!“

„Oben die Frau — sie röhrt sich nicht — Ich wollte nachsehen, ob ...“

Wir waren schon weg.

Das Mädchen folgte uns heulend.

Ich war der erste im Zimmer. Mein Blick fiel sofort auf die Frau, die leblos auf dem Bette lag. Helene folgte. Herr Heiz. Ich weiß nicht, wer nach dem Arzte lief. Ich erinnere mich an nichts mehr. Ich weiß nur noch, daß wir geradezu hart-

näßig an die Möglichkeit glaubten, die Frau zu retten. Wir wollten der Wahrheit, dieser Wahrheit, nicht ins Gesicht blicken. Helene und ich ... Der Kreisarzt kam. In einem Glase fand er den Rest des Giftes. Die Frau war tot.

Dies war so jäh, so grausam über uns gekommen, daß wir alle wie leblos umhergingen. Ich erzählte jeden Hergang, jedes Gespräch, das ich mit der Frau geführt hatte, dem alten Herrn. Er hörte mir schweigend zu, und als ich geendet hatte, schwieg er auch dann und enthielt sich überhaupt jeder Neuerung. Jetzt fühlte ich doppelt, daß ich ihm besonders aus dem Grunde alles anvertraut hatte, um von ihm einige Worte zu hören. Hätte er mich angeklagt, ich hätte mich zu verteidigen gewußt. Aber er flagte mich nicht an. Er schwieg nur. Und ich wußte, was in seinem Schweigen lag. Ich hörte noch seine Worte, die er mir diesen Morgen gesagt hatte: „Manchmal begrabt ihr auch Wertvolles ...“ Ja, war ich überhaupt schuldig an ihrem Tode? War meine Rede nicht den besten, den reinsten Absichten entsprungen? War ich nicht meinem Ideal gefolgt, als ich der Frau von ihrem Rechte zur Freiheit sprach? Aber wie ich mich auch zu verteidigen suchte, etwas wollte doch nicht von mir weichen, jener nagende Zweifel, der nicht in einem ruhigen Gewissen schläft. Ja, ich fühlte mich schuldig. Der Glaube an meine Ideen war erschüttert. Man wird sagen: Ein Einzelfall! Damals aber wog dieser Einzelfall ein ganzes Leben auf!

Helene lief blaß, zitternd und schweigend umher. Wenn ich in ihre Nähe trat und anfangen wollte zu reden, erschrak sie und bat mich, mehr durch eine Gebärde als mit Worten, zu schweigen. Ich fühlte langsam, daß sie unter meiner Nähe zu leiden begann. Daß sie liebte und litt ... Und sie wußte nicht alles. Der Gärtner, der mit mir über die Tote sprach, sagte aus, daß er sie das letzte Mal an jenem Abend gesehen habe, auf demselben Weg, den ich kurz nachher mit Helene gekommen sei. Sie sei in das Haus geschritten, ohne ihn zu beachten, und ihm sei das verstörte Wesen der Frau aufgefallen.

So war es an jenem Abend die Frau gewesen, die unser schweigendes Bei-



Turnus 1916.

Ernst Seiger, Twann.
Nach dem Regen (1915).
Phot. Ph. & S. Lind, Zürich.

sammensein mitangesehen hatte. O, wie verstand ich nun ihre Worte: „Ich habe den Glauben an Sie ...“ Dieser Glaube war nicht nur derjenige an den Verkünder der Freiheit, sondern war vor allem der Glaube des liebenden Weibes. Und am selben Abend sah sie ihren Glauben entseelt zu ihren Füßen. Vielleicht war ich in diesen Jahren der einzige gewesen, der sie aus ihrer Teilnahmslosigkeit emporgerüttelt hatte, der ihr wieder von ihrem Rechte zum Leben sprach. Sie aber fühlte nicht die Kraft, sich selbst zu befreien. Sie bedurfte der Anlehnung, des Glaubens, der Liebe, fürchtete sich wohl vor dem Leben, vor dem Alleinsein, und da sie sich plötzlich wieder dem Nichts, der trostlosen Alltäglichkeit gegenüber sah, verlor sie alles, daran sie sich gehalten hatte.

Es bliebe mir nun noch des Begräbnisses Erwähnung zu tun. Aber es geschah das Uebliche wie bei allen Totenfeiern auf dem Lande. Nach dem Begräbnis aß und trank man bis lange in die Nacht hinein, und es war nicht nur der Witwer, der in betrunknen Zustand sein Lager aufsuchte. Er jammerte übrigens sehr über sein Unglück und schien sich nicht trösten zu wollen. Auf einmal fielen ihm alle guten Eigenschaften der Verstorbenen ins Gedächtnis, und er wurde nicht müde zu wiederholen, eine wie gute und umsichtige Frau er an ihr verliere.

Um Tage nach dem Begräbnis packten wir alle die Koffer. Helene und ihr Vater beschlossen, am Vormittage zu reisen, und da wir in entgegengesetzter Richtung fahren mußten, nahm ich mir vor, eine Strecke weit zu Fuß zu wandern.

Helene war bis jetzt einem Gespräch ausgewichen, und es tat mir weh, sie vergaßt umhergehen zu sehen. An diesem Morgen aber, kurz vor der Reise, traf ich sie allein, wie sie vor dem Hause stand. Ich trat an ihre Seite, und wir schritten durch den Garten, der hell und freudig im Morgenlichte lag. Wir gingen eine Weile schweigend, ich nahm ihre Hand.

„Liebe Helene ...“

Ich begriff, daß sie einem Gefühl des Leidens nachgab, als sie mir ihre Hand entzog.

„Ich kann nicht reden jetzt... Ich kann nicht davon reden ...“

„Ja,“ sagte ich.

„Ach, wie mich das quält!“

„Ja,“ sagte ich wieder und ward traurig ob ihrer eigenen Traurigkeit.

„Sie ist immer da... Sie ist zwischen uns ...“

„Sag es nicht, sag es nicht,“ rief ich, „niemand ist zwischen uns! Das Glück ist zwischen uns!“

„Sprich nicht von Glück!“ erwiderte sie mit teilnahmsloser Stimme.

Wir gingen wieder stumm. Jedes in denselben oder fremden Gedanken. Die Sonne tropfte zwischen den Blättern hindurch. Aus der Erde sprangen blaue, gelbe und rote Farben.

Helene blickte mich an, und ich empfand, daß etwas in ihrem Wesen lag, das noch nicht mit Worten zu sagen war. Ich quälte sie wohl durch meine Gegenwart.

Sie sprach: „Mich dünt, Jahre seien in diesen drei Tagen dahingegangen. Ach, ich weiß nicht ...“

„Was ist es, das du nicht verstehst?“

„Ob meine Liebe zu dir — ich weiß nicht — ist sie so groß — so wahrhaftig ...“

„Ja,“ sagte ich, „du leidest. Du mußt jetzt nicht mehr sprechen!“

„Ich möchte alles sagen — alles — aber wie kann ich denn ... O, versteh mich doch!“

„Ich will dich verstehen. Will nichts anderes, als dich verstehen ...“

„Niemand versteht mich ... Vater versteht mich nicht ... Du verstehst mich nicht ... Niemand weiß, was ich leide!“

„Leidest du nicht um dasselbe, um das ich leide? Vereinigen sich nicht alle unsere Gedanken bei demselben Geschick, um das wir trauern?“

Aber was ich auch sagen möchte, sie blieb stumm und ging voll gebrochener Kraft und in Traurigkeit neben mir her. Unsere Liebe mußte wohl zum Leide geboren sein.

Sie sprach: „Ich will gehen. Vater wartet dort auf mich.“

Ich sah auf. Ja, ihr Vater wartete dort.

Sie gingen auf den Bahnhof, und ich lief ganz mechanisch mit. Der Zug ließ etwas auf sich warten. Wir gingen auf dem Perron auf und ab. Beamte ließen

den Schienenstrang entlang. Wagen manövrierten, und man hörte von einer andern Seite den stereotypen Ruf eines Arbeiters. Der Zug kam. Alles wurde zum Abfahren bereit gemacht. Türen fielen mit hartem Schlag ins Schloß. Die Lokomotive pfiff.

„Leb wohl!“

„Leb wohl ...“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Helene trat ans Fenster. Ernst und fast wie eine Fremde erschien sie mir. Herr Heiz trat herzu. Die Hand wollte mir nicht zum Grusche gehorchen. So neigte ich nur den Kopf, indessen der Zug die Halle verließ und meinen Blicken entchwand.

Meine Koffer waren an der Bahn. Ich hatte nichts in der Hand als einen Stock. Ich nahm die Erde unter meine Füße, und auf dieser Erde lag Sonne und Farbe. Aber weder die Sonne noch die Farbe vermochten mich heiter und froh zu stimmen. Noch einmal wandte ich mich stehenbleibend und sah zurück zu dem Ort, und meine Gedanken suchten jenes Haus, jenen Garten, in dem das Glück und der Schmerz meines Lebens hart beieinander gestanden hatten ... Ich ging auf einsamen Wegen. Raum, daß mir jemand begegnete. Des Abends klopste ich an diesem oder jenem Hause an und bat um Unterkunft für die Nacht. So kam ich auch einst zu einer Hütte, in der nur ein alter Mann häuste. Bei diesem Alten blieb ich volle zehn Tage, und wir wurden in dieser Zeit gute Freunde. Es ist merkwürdig, welche Wege wir zurücklegen müssen, um endlich zur Gewißheit zu kommen, daß der ganze Sinn des Lebens im Einfachen und Natürlichen liegt. Von diesem Alten aber und meiner Freundschaft zu ihm will ich heute nicht mehr

reden. Das müßte wohl sonst ein großes Buch des Dankes werden, so vieles habe ich von ihm empfangen. Ich wäre noch länger bei ihm geblieben, hätte mich nicht meine Mutter zur Heimkehr gedrängt. Ich hatte von meiner Wanderung manche Zeile an Helene geschrieben, und ich hoffte im stillen, einige Worte von ihr daheim vorzufinden. Aber es vergingen Tage, und nichts kam. Ich schrieb wieder an sie. Und endlich traf Antwort von ihrem Vater ein. Helenes Gesundheit sei angegriffen. Vor allem bedürfe sie der Ruhe. Morgen reisten sie nach dem Süden.

Da erfaßte mich noch einmal die ganze Qual dieser Liebe. Wie ein Sterbender erlebte ich wieder die ersten Stunden unseres Beisammenseins, den heißen Wellenschlag jener Zeit. Ich fühlte, daß es nicht mehr in meiner Macht lag, Helene zu halten, daß der Tod jener Frau ihr den Mut zum Glück, zum Leben genommen hatte. Ihre Worte kamen mir in den Sinn: „Es soll niemand um unserer Liebe unglücklich sein; ich könnte es nicht ertragen!“ Jedenfalls waren ihre Gefühle selbst nicht im klaren. Aber dieses Ungreifbare und doch Bewußte tropfte mit immer neuer Qual in ihr Blut. Und sie konnte die Tote nicht vergessen, die Frau, die über unserer Liebe zum Sterben kam ...

Ich habe nichts mehr von Helene erhalten. Ich gewöhnte mich allmählich an ihren Verlust. Das Leben ist ja schon so. Es brachte mir manchen Sturm, doch lagen auch Lieder auf den Wogen, denen schön und friedsam zuzuhören war. Aber ich konnte sie nicht vergessen, sie beide, die mir in jenen jungen, stürmischen Tagen begegneten: Helene und die unglückliche Frau.

Kampf und Krieg.

Eine Betrachtung von Dr. Walther Krebs, Herzogenbuchsee.

Nachdruck verboten.

Leben ist Kampf, Kampf um die materielle und beim Menschen noch mehr um die geistige Existenz. Das von jedem einzelnen gedachte und für sich gewollte Ergebnis ist ein Fortschritt in seinen Existenzbedingungen, und der von jedem gewollte Fortschritt für die Gesamtheit ist seine Kulturidee.

Aufgeben des Kampfes ist Selbstmord, ein Bekämpfen der Fortschrittmöglichkeiten des andern Mord, und der Mord in großem Stil ist der Krieg. Die Kultur aller Zeiten hat den Mord verboten, und das Christentum, die größte Kulturmacht, hat sogar die Feindesliebe geboten. Aber der einzelne fährt fort, die